



dot  
books

KARIN B.  
HOLMQVIST

*Villa mit  
Hery* ROMAN



wie Doris, siebenundfünfzig Jahre alt, arbeitslos, ohne größere Qualifikationen.

Sie hatte die Augen geschlossen und damit versucht, die Wirklichkeit auszuschließen. Als sie sie wieder geöffnet hatte, war sie sich vorgekommen wie beim Versteckspiel, wenn man gerade bis hundert gezählt hat. Mitten im Raum hing an einer Säule ein Automat, an dem man sich eine Nummer ziehen konnte. Die Broschüren auf den Tischen richteten sich an junge Leute: »Arbeitssuche oder Studium im Ausland«. Als sie an der Reihe gewesen war, hatte die Sachbearbeiterin sie angesehen, als hätte sie sich in der Tür geirrt. Als wäre sie eine verwirrte Alte, die nicht mehr ins Altersheim zurückfand. Die Sachbearbeiterin hatte sie nach ihren Qualifikationen und ihrer Lebenserfahrung gefragt, und ihr war recht bald klar gewesen, dass sich die Arbeitgeber nicht um sie prügeln würden. »Haben Sie sich denn schon eingeschrieben?«, hatte die Sachbearbeiterin barsch gefragt.

»Deswegen bin ich hier«, hatte sie höflich geantwortet.

»Draußen beim Kundenempfang steht ein Computer. Dort können Sie sich einschreiben.«

Wenn man herablassend behandelt wird, dann ist es richtig schlimm, hatte sie noch rasch gedacht, bevor sie die Sachbearbeiterin zum Kundenempfang begleitet hatte.

»Einfach nach Anweisung ausfüllen«, meinte die andere, deutete auf den Computer und machte sich auf den Weg in ihr Büro.

»Ich kenne mich mit Computern nicht so gut aus«, hatte Doris kläglich gesagt.

»Sie haben doch im Büro gearbeitet?«, fauchte die Sachbearbeiterin sie an. »Wenn Sie die Anmeldung ausgefüllt haben, können Sie sie ausdrucken. Dann erhalten Sie einen Termin für eine Einführungsveranstaltung in der Gruppe.«

Doris hatte das Gefühl gehabt, mit jeder Äußerung ihre Aussichten auf eine Arbeit zu verringern. Der Computer sah nicht so aus wie der an ihrem Arbeitsplatz. Es gab keine Maus, sondern nur eine merkwürdige, große Kugel, die man hin- und herbewegen und auf die man drücken sollte. Als Doris kurz zuvor das Arbeitsamt betreten hatte, hatte ein junger Mann in Lederjacke neben ihr gestanden, vor dem sie sich ein wenig gefürchtet hatte und dem sie fast ein wenig ausgewichen war. Er hatte einen rasierten Schädel und einen Ring in der Nase. Jetzt kam er auf sie zu.

»Ich kann Ihnen helfen«, sagte er. Mit einem Mal hatte sie sich in der Gesellschaft des jungen Mannes wohler gefühlt als bei der Sachbearbeiterin, deren Augen kalt wie Eiszapfen gewesen waren. Ihr Mund schien nur dazu gemacht gewesen zu sein, Bosheiten auszusprechen. Der junge Mann hatte dagegen eine Wärme ausgestrahlt, die in den unfreundlichen Räumlichkeiten fremdartig gewirkt hatte.

Ruhig und freundlich hatte er Doris geholfen. Er hatte ihr die Fragen vorgelesen und dann das Formular am Bildschirm ausgefüllt.

»Nicht sehr dienstbeflissen die Leute hier«, hatte er gescherzt.

»Ich habe damit nicht viel Erfahrung«, hatte Doris geflüstert und ihn angelächelt.

»Ich gewöhne mich langsam dran«, hatte der junge Mann erwidert, aber das hatte es ihr auch nicht leichter gemacht.

Doris hatte ihn von der Seite angesehen. Routiniert hatte er alle Felder ausgefüllt und dann auf eine Taste gedrückt, woraufhin das ausgefüllte Formular ausgedruckt worden war.

»Vielen Dank, das war sehr nett von Ihnen.«

»Ich habe genug Zeit. Ich bin jetzt schon seit drei Jahren arbeitslos.« Er hatte wehmütig gelacht. »Ich wünsche Ihnen viel Glück.« Er hatte ihr zugezwinkert, ein paar Broschüren vom Tisch genommen und war dann gegangen.

Die Sachbearbeiterin hatte Doris' Antrag an sich gerissen, ihr einen Termin gegeben und sie dabei kaum angesehen, geschweige denn angelächelt.

Draußen auf der Straße hatte sie lachen müssen. Fast wie in ihrer Kindheit, als die Brause sie in der Nase gekitzelt hatte. Sie hatte nicht recht gewusst, ob das die Erleichterung darüber gewesen war, den Besuch beim Arbeitsamt hinter sich gebracht zu haben, oder ob es daran lag, dass ihr gerade eine verrückte Episode eingefallen war. An ihrem ehemaligen Arbeitsplatz, bei Ejlertssons, war eine schon ältere Frau zur Probe angestellt gewesen. Sie war wie ein frischer Wind gewesen und hatte sich keinen Autoritäten unterworfen. Nein, sie war geradeheraus und direkt gewesen. Die Eigentümerfamilie war natürlich über ihre gewagten Äußerungen und Kommentare entsetzt gewesen. Einmal hatte sie erzählt, wie sie ihre letzte Stelle verloren hatte und zum Arbeitsamt gegangen war. Sie hatte den Verlauf so eingehend beschrieben, dass Doris fast das Gefühl gehabt hatte, selbst dabei gewesen zu sein. Die Sachbearbeiterin hatte nach Qualifikationen und Ausbildungen gefragt und war sehr arrogant gewesen, als Elsa, so hatte die Frau geheißen, geantwortet hatte, sie besäße keine direkte Ausbildung.

»Ich habe natürlich meine HSdL-Ausbildung«, hatte sie plötzlich gesagt, und die Sachbearbeiterin hatte gelächelt. Sie hatte einige Papiere auf ihrem Schreibtisch beiseitegeschoben, sich vorgebeugt und sich mit erwartungsvoller Stimme erkundigt: »Wie interessant! Was ist denn das für eine Ausbildung?«

»Die harte Schule des Lebens«, hatte Elsa stolz geantwortet.

Die Sachbearbeiterin hatte ihre Mappe zugeknallt, sich erhoben und Elsa rausgeschmissen.

Doris lächelte, aber dann wurden ihre Schritte schwerer. Sie kam sich vor wie ein Waschlappen. Sie hatte auf dem Amt einfach immer nur genickt und ein freundliches Gesicht gemacht, obwohl sie sich eigentlich nichts anderes gewünscht hatte, als diesen Ort nie mehr aufsuchen zu müssen.

Zu Hause angelangt, hatte sie eine tiefe Wehmut empfunden. Nicht wegen der Arbeitslosigkeit, sondern weil sie jetzt wieder dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stand. Wer zum Teufel würde schon über sie verfügen wollen? Sie wollte sich ihre Selbstachtung bewahren und beschloss, die neue Lage zu meistern. Als ihre Mutter kurz darauf starb und die Beerdigung anstand, hatte sie sich vorgenommen, niemandem von ihrer Arbeitslosigkeit zu erzählen. Vor Beginn des Gottesdienstes hatte sie lange auf der anderen Straßenseite verweilt. Dann war sie pünktlich mit raschen Schritten und aufrechten Hauptes in die Kirche gegangen. Dabei hatte sie unnötig laut mit den Absätzen geklappert.

## Kapitel 6

Am dritten Tag hatte Bonita das Gefühl, mit ihren Pupillen an der Fensterscheibe festzukleben wie mit zwei Saugnäpfen, die sich nicht mehr lösen lassen. Erst gegen Abend sah sie, wie Doris die Gartenpforte schloss und die Straße hinunter verschwand. Sie hatte zur Villa Bonita hinübergeschaut, und das freute Bonita, obwohl sie ihren Kopf rasch hinter der Gardine versteckt hatte. Sie wollte nicht neugierig wirken, sie sehnte sich seit der Beerdigung nur so wahnsinnig nach Doris, und zwar in einem Ausmaß, das keine Grenzen kannte. Sie hatte lange darüber gegrübelt, woran das wohl lag. Schließlich hatte sie schon vorher von Doris gewusst, und auch früher hatten ihr manchmal die vertrauten Unterhaltungen ihrer Jugend gefehlt, aber woher diese brennende Sehnsucht nun kam, das konnte sich Bonita nicht erklären. Sie musste sich richtiggehend zusammennehmen, um Doris nicht hinterherzurennen.

Sie befürchtete, dass sich Doris nur vorübergehend in ihrem Elternhaus aufhielt, um sich nach dem Tod ihrer Mutter um praktische Dinge zu kümmern. Sogar Schmutzfink war an diesem Tag besonders ruhig, und Bonita hatte in Ruhe ihren Gedanken nachhängen können.

Ihre Mutter hatte so gut wie den ganzen Tag geschlafen. Bonita hatte in regelmäßigen Abständen bei ihr reingeschaut und Brei gekocht, von dem Elvy zögernd ein paar Löffel gegessen hatte, ehe sie wieder in ihre eigene Welt entschwunden war. Manchmal wünschte sich Bonita, Zutritt zu dieser Welt zu haben, die Vorhänge öffnen zu dürfen und sich mit den Gedanken ihrer Mutter vereinigen zu können. Oft hatte sie sich gefragt, was ihre Mutter eigentlich dachte. Enthielt ihr Kopf klare Gedanken, die sich erst unentwirrbar verknoteten, wenn sie ihn verließen?

Eine Woche nachdem Bonita Doris zum ersten Mal im Nachbarhaus gesehen hatte, begegneten sie sich. Doris fegte den Bürgersteig, und Bonita hatte sie vom Küchenfenster aus gesehen. Sie ging in den Garten, wo sie etwas zu erledigen hatte, und hoffte, dass Doris sie sehen würde. Vorher schaute sie noch in den Spiegel, fuhr sich mit einem Kamm durchs Haar und zog die Schürze aus. Sie entdeckte ein Loch in der Socke, zog die Sandale aus, zog den Strumpf nach vorne und klemmte ihn unter der Zehe fest. Draußen nahm sie Schaufel und Harke, die neben dem Beet lagen, zur Hand. Sie war auf dem Weg in den Schuppen, um beides wegzuräumen, als sie Doris' Stimme hörte: »Hallo, Nita.«

»Hallo, Doris.« Sie kam sich wie immer etwas dumm vor und wusste nicht recht, ob sie Doris die Hand geben sollte. Wie immer kam ihr Doris zuvor. Sie streckte die Hand über das Tor.

»Jetzt sind wir also wieder Nachbarinnen, Bonita.«

»Ach?« Sie hörte selbst, wie hilflos das klang, fast wie eine Frage, dabei hatte sie die Antwort bereits erhalten. Ihre alte Unsicherheit kehrte zurück. Sie wollte keine Fragen stellen, wollte nicht neugierig wirken, aber irgendwas musste sie schließlich sagen, und viele Fragen gingen ihr durch den Kopf.

»Ich verkaufe erst noch das Haus in Malmö, dann werde ich wieder eine richtige Ystaderin.«

»Wie nett ... und was wird mit der Arbeit?«

»Müssen wir uns wirklich über die Gartenpforte hinweg unterhalten? Komm doch morgen einfach rüber, dann können wir eine Kleinigkeit essen und einen Schluck Wein trinken. Bring deine Mutter mit.«

»Danke, gerne«, erwiderte Bonita zögernd. »Aber ich denke, ich lasse sie lieber hier ... Ich kann ja ab und an zu ihr rüberschauen.«

»Dann sagen wir: um sieben.«

Ehe Bonita ins Haus zurückging, drehte sie noch eine Runde durch den Garten. An der Tür hob sie den Kopf und atmete den Duft einer der letzten Rosen ein, die sich trotzig an einem dornigen Zweig festklammerte.

Im Haus war es still und friedlich, und Bonita setzte sich an den Küchentisch. Sie bereute es bereits, die Einladung angenommen zu haben. Sie hatte nichts zu erzählen und war es nicht einmal mehr gewohnt, Small Talk zu machen. Doris hatte voll Unterhalten gesprochen, und obwohl Bonita wusste, was das Wort bedeutete, kam es ihr jetzt ganz fremd vor. In den letzten Jahren hatte sie nur banale Unterhaltungen mit ihrer Mutter geführt, die man kaum als Unterhaltungen bezeichnen konnte. Bonita sprach, und ihre Mutter antwortete etwas ziemlich Sinnloses, falls sie überhaupt antwortete.

Als Bonita ihre Mutter abends bettfertig gemacht hatte, öffnete sie ihren Kleiderschrank. Ein muffiger Geruch gemischt mit Zitrone – von dem Weichspüler, den sie manchmal verwendete – schlug ihr entgegen. Die Auswahl war nicht groß. Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie zuletzt etwas Neues gekauft hatte. Sie nahm ein kariertes und ein geblühtes Kleid heraus und hängte sie an die Schranktür. An der Innenseite der Tür hing ein Stoffbeutel mit verschiedenen Fächern zur Verwahrung von Strümpfen. Darauf war ein Spruch gestickt: »Leben heißt warten.« Bonita schloss die Schranktür und seufzte.

Sie konnte nicht einschlafen. Ihre Gedanken ließen ihr keine Ruhe, und sie fasste sich an die Schläfen. Plötzlich sprang sie aus dem Bett auf, lief die Treppe hoch zum Kleiderschrank. Sie nahm zwei Schuhkartons heraus und stellte die Schuhe dann vor die Kleider. Sie versuchte, barfuß in ihre dunkelblauen Pumps zu kommen, aber erst als sie eine dünne Baumwollsocke angezogen hatte, gelang es ihr, ihren Fuß in den Schuh zu zwängen.

Ehe sie zu Bett ging, schaute sie noch einmal bei ihrer Mutter hinein. Diese schlief tief, und in dem schwachen Licht der Straßenlaterne sah Bonita ihre Lider zucken.

Der Tag schleppte sich dahin. Bonita hatte sich für das karierte Kleid und die beigefarbenen Sandaletten entschieden. Außerdem beschloss sie, ihrer Mutter erst später

von der Einladung zu erzählen. Sie wollte sie nicht beunruhigen. Zudem wusste sie, dass ihre Mutter es bis zum Abend ohnehin vergessen haben würde.

Bevor sich Bonita umzog, ging sie noch einmal in den Garten und pflückte ein paar Spätsommerblumen. Am Küchentisch band sie sie zu einem schönen, kleinen Strauß, nahm ein paar Blätter von dem Farn aus dem Wohnzimmer und legte sie um den Strauß. Sie lächelte.

»In deinem nächsten Leben musst du Floristin werden«, hatte ihr Vater immer gesagt. Ja, Blumen binden konnte sie, das musste sie selbst zugeben. Früher, wenn sie eingeladen gewesen waren, hatte sie immer diese Aufgabe übernommen. Man hatte sie für ihre Sträuße immer sehr gelobt, und sie war darüber stolz und glücklich gewesen.

Sie war mit ihrem Spiegelbild nicht zufrieden, aber es musste gehen. Ehe sie bei ihrer Mutter eintrat, holte sie noch einmal tief Luft, und ihr Kleid spannte am Rücken.

»Ich bin heute Abend bei Doris eingeladen, Mutter ... nur eine Weile.«

»Ach ja, du treibst dich auch nur rum, Mädchen«, sagte ihre Mutter und seufzte. »Amüsier dich ruhig, aber lass dir keine Kinder andrehen, lass es dir gesagt sein. Bekomme ich eigentlich nichts zum Abendessen?«

»Du hast dein Essen und deine Tabletten schon bekommen. Hier steht ein Glas Saft, falls du Durst bekommst.« Ehe Bonita durch die Küchentür das Haus verließ, hörte sie noch die jetzt etwas munterere Stimme ihrer Mutter: »Grüß Olga von mir. Sag ihr, dass ich demnächst mal bei ihr vorbeischaue.«

Bonita korrigierte sie nicht, aber sie empfand für einen kurzen Moment eine gewisse Wehmut und versuchte ihr schlechtes Gewissen herunterzuschlucken.

»Die Daumen, Bonita, die Daumen«, murmelte sie, als sie den Weg durch den Garten entlangging.

»Willkommen, Nita, wie nett.«

Bonita überreichte ihr den Blumenstrauß.

»Oh, deine Blumensträuße! Immer gleich schön, daran erinnere ich mich.«

Bonita fühlte Verlegenheit in sich aufsteigen, gleichzeitig wurde ihr aber auch warm ums Herz.

Sie hatte sich ganz umsonst Sorgen gemacht. Die Unterhaltung verlief unbeschwert und natürlich, und sie lachten wie in alten Zeiten.

Doris hatte im Esszimmer aufwendig gedeckt, Kerzen, Servietten und das gute Porzellan. Bonita konnte sich so gut erinnern. Die Teller besaßen eine Blumenborte, die sie als Kinder mit dem Finger nachgezeichnet hatten, immer im Kreis.

»Ich habe Coq au Vin gemacht. Willst du Rot- oder Weißwein?«

»Ich weiß nicht, ob ich ...«

»Ein Glas kannst du doch wohl trinken? Du kannst ja ein Taxi nach Hause nehmen.« Und dann lachten sie beide.

»Was trinkst du?«

»Die Frage lautet nicht, was ich trinke, Bonita, sondern was du trinken willst. Aber ich trinke am liebsten Rotwein.«

»Dann trinke ich auch Rotwein.«

Bonita genoss das Essen, den Wein und ihre Unterhaltung. Erst um halb neun ging sie